



Meister Yoda in Tanzhosen

Culturescapes Der griechische Choreograf Dimitris Papaioannou trifft mitten ins Herz. Wie schafft er das?



Wir schauen hin, er lächelt zurück: Choreograf Dimitris Papaioannou.

JUR: JUNKOV


VON NAOMI GREGORIS

«I was born upside down, feet first.» Dimitris Papaioannou lächelt. Das tut er oft, man merkt es an den vielen Fältchen rund um seine Augen. Bei diesem Gespräch hat er bereits dreimal so gelacht, immer zur Untermauerung seiner druckreifen Sätze. Jeder davon wie frisch aus dem Selbstheilungsbuch: «Wir suchen, was wir lieben und wenn wir es gefunden haben, zerstören wir es.» Lächeln. «Das Territorium der Kunst ist eine der stärksten Plattformen, auf denen der Mensch kommuniziert.» Lächeln. «Wir konsumieren Readymade Halbtungen und Lifestyles anstatt uns unsere eigenen Gedanken zu machen.» Lächeln. Das klingt anstrengend, ist es aber nicht. Es kommt von Herzen. Das wiederum klingt nach Pathos. Ist es auch nicht. Es ist Dimitris Papaioannou, ein griechischer Choreograf, auf den viele Augen gerichtet sind, immer wieder. Und er schaut zurück und lächelt. Meister Yoda in Tanzhosen. Das ist sein Geheimnis.

Aber soweit sind wir jetzt noch nicht. Jetzt sitzt er im Hotel Balade bei der Basler Kaserne, trinkt Kaffee und erzählt, wie er aufgewachsen ist. Das Gespräch läuft seit einer halben Stunde und ist erstaunlich: Kein Wort haben wir bisher über den Inhalt seiner aktuellen Arbeit verloren, die er an der Eröffnung des Culturescapes zeigen wird. Kein Wort über Griechenland, über die Krise, dieses blöde Wort, das nichts aussagt und doch immer wieder hervorgekramt wird, wenn es um die Griechen geht. Nichts von alledem Zeug, das ohnehin schon alle fragen und antworten. Stattdessen: Das Wesen von Emotionen, Reaktionen, wieso der Mensch liebt und wieso er hasst. «Visueller Philosoph» hat ihn mal ein Journalist genannt. Wer aber mit ihm zusammensitzt, merkt, dass diese Leidenschaft nicht beim Inszenieren halt macht. Papaioannou liebt es, über das Nachdenken zu reden, genauso wie er es liebt, es zu visualisieren.

Zum Malen geboren

Aber jetzt. Herkunft. Geburt. So: 1964, Athener Vorort, Füsse voraus. Eine gute Metapher für einen Tänzer. Dabei liegt Papaioannous Kindheit in Farben, nicht Be-

wegungen. «Ich war zum Malen geboren», sagt er, ohne das Gesicht zu verziehen. «Wie Kinder, die wahnsinnig gut Klavier spielen können.» Ein Kindergenie! «Nein nein, kein Genie, einfach geboren, um zu malen. Ein Instinkt.» Seine Lehrer waren schwer beeindruckt und trugen seinen Eltern auf, den Jungen auf eine Kunsthochschule zu schicken. Papaioannous Eltern - Mutter Coiffeuse, Vater Techniker - verstanden zwar nichts von Kunst, aber kriegten das Geld zusammen, um ihn auf das prestigeträchtige American College of Greece zu schicken, damit er Architekt würde. Maler stand ausser Frage, das war ein Beruf, mit dem man keine Überlebenschancen hatte.

Doch Papaioannou suchte sich seinen eigenen Weg. Er besuchte die Malfachklasse am American College und schloss mit

Bestnoten ab. Bereits im College fühlte er sich der körperlichen Bewegung hingezogen. «Ich wollte immer zu den Athleten gehören, aber habe mich nie getraut.» Als homosexueller Junge Körperlichkeit zu zeigen kostete ihn Kraft, es war ihm unangenehm. Statt in sportliche Höhen verschlug es ihn in den künstlerischen Untergrund: Er fing an, Tanzproduktionen zu organisieren. Zusammen mit ein paar Freunden besetzte er ein Haus und baute eine Bühne hinein, wo sie auftraten. Daneben zeichnete er Comics für Fanzines. Künstler wollte er längst nicht mehr werden. Ihn faszinierten die Underground-Comicszene und die Möglichkeit, durch Comics Geschichten erzählen zu können, mit denen er in direkten Kontakt mit der Öffentlichkeit kam. Zehn Jahre verbrachten Papaioannou und seine Freunde in dem Haus, 1986 gründete er die Kompagnie «Edafos», Griechisch für «Boden».

Danach folgte Schritt für Schritt ein Aufstieg zum Olymp. Im wahrsten Sinne des Wortes: Nach zahlreichen erfolgreichen Produktionen im In- und Ausland, an der Oper und in Film und Theater, wurde Papaioannou gefragt, ob er als künstlerischer Leiter die Eröffnungs- und Abschlusszeremonie der Olympischen Spiele gestalten wollte. «Keine einfache Aufga-

«Ich bin nie zufrieden.»



be», sagt Papaioannou und meint das nicht aufwandtechnisch, sondern moralisch. Die olympische Zeremonie, das ist eine kommerzielle Show mit 8000 Darstellern. Dimitris aber sagte trotzdem zu. Er wollte eine zeitgenössische Antwort auf die Spiele finden, kein plakatives Gedöns. Und eröffnete mit einer monumentalen Schau: Ein roter Zentaur trabte auf ein schwebendes Ei zu, das sich langsam in Einzelstücke zerlegte. Als griechische Statuen geschminkte Tänzer - alles Angehörige der kreativen Alternativszene - mimten Marschpositionen. Und eine riesige Doppelhelix funkelte über dem Stadionboden. Die pompöse Parade als Spiegel dessen, was die Olympischen Spiele mal waren und heute sind.

Ständiges Hinterfragen

Nach der Zeremonie zog sich Papaioannou zurück. Er machte nur noch alle zwei Jahre Produktionen, liess sich Zeit. Nur wer sich immer wieder hinterfragt, kann Sinnvolles leisten, davon ist er überzeugt. «Ich bin nie zufrieden», sagt er. Es gebe diesen Insiderwitz in seinen Produktionen. «Papaioannou läuft in den Raum und merkt sofort, was falsch ist.» Er lächelt wieder. «Ich mag meine Arbeiten nie. Aber ich liebe alles, was ich tue.»

Und was tut er jetzt, hier vor Ort? Er lächelt. «Dasselbe.» Will heissen: Was er liebt. Aber auch: Eine Antwort auf seine Gesellschaft formulieren. Eine Gesellschaft, die nach dem Verschwinden eines Jungen auf den sozialen Kanälen Sturm gelaufen ist, geweint, gebetet, sich in Mitgefühl gesuhlt hat. Es ging um Mobbing, oder zumindest war das die Meinung der meisten Medien, bis ein Video auftauchte, das den Jungen beim fröhlichen Spiel mit seinen vermeintlichen Tätern zeigte. Ein paar Tage später wurde er tot aus dem schlammigen Grund eines Sees gezogen.

Papaionnaou erzählt diese Geschichte. Aber nicht mit erklärenden Bildern oder Worten. Er erzählt es mit Atmosphären. Das Bühnenbild ein Boden aus starren Holz- und biegsamen Bodenplatten, die als Strand, Feld oder Friedhof dienen. Die Schauspieler in immer wiederkehrenden Bewegungsabläufen, rituell, unheimlich, undurchschaubar. Das Stück trifft genau da, wo die Vernunft nicht hinreicht. Von Herz zu Herz. Man schaut, man fühlt, man weiss nicht, was es ist. Und Dimitris Papaioannou? Der sitzt hinter der Bühne und lächelt.

«**The Great Tamer**», 5., 7. und 8. Oktober, Kaserne Basel. www.kaserne-basel.ch